

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 18 (1966)
Heft: 27

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Für König und Vaterland

(King and Country)

Produktion: England

Regie: Joseph Losey

Besetzung: Dirk Bogarde, Tom Courtenay

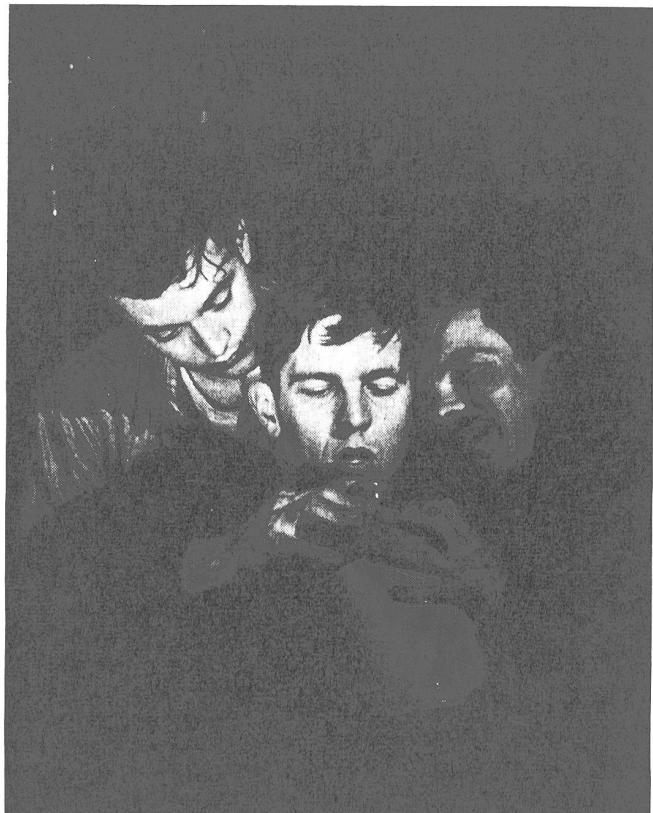
Verleih: Rialto

ms. Der heute 57jährige Amerikaner Joseph Losey, seit längerem in England tätig, hat seinen Film «King and Country» im Jahre 1964 gedreht. Jetzt erst ist der Film bei uns zu sehen. Die Fanfaren derer, die sich mit Loseys Anliegen, dem Antimilitarismus und Pazifismus, identifizieren, begleiten sein Erscheinen. Redliche Gesinnung genügt, dass sie, die dogmatisch Zustimmenden, den Film für gut befinden. Die Frage jedoch stellt sich in Wirklichkeit anders: Ist der Einzelfall, den Joseph Losey aufgreift, der Fall einer Desertion, geeignet, die Stichhaltigkeit des Pazifismus zu exemplifizieren?

Joseph Losey folgt einem Theaterstück von John Wilton, das dieser nach einer Erzählung von James Landsdale Hodson verfasst hat. Der Dialog des Stücks prägt denn auch den Charakter des Films. Man spürt in jeder Szene den geschlossenen Raum der Bühne. Das wird für den Film zwar nicht abträglich: die räumliche Abriegelung des Schauplatzes. Unterstände in einem Schützengraben werden im Film auf eine elementar-reale Weise zum Ausdruck für die Unausweichlichkeit, in welcher der Mechanismus des Kriegs, der militärischen Organisation spielt. Es gibt nichts ausserhalb — vor allem keinen Raum der Freiheit mehr: das erlebbar zu machen, ist gerade in einem solchen Geschehen die Ueberlegenheit des Films, dem es möglich ist, Sein und Bedeutung unlösbar in eins zusammenzufassen.

Die Abriegelung ist also real, nicht vorgestellt: sie hat ihre szenische Erscheinung in den Schützengräben, den Unterständen, dem Schlamm, dem Regen, der unablässig niederprasselt. Eine in sich verkapselte Welt, undurchdringbar für alles, was sie in ihrem mechanisierten Ablauf stören könnte. Diese Welt macht Joseph Losey wirklich zum Erlebnis; in diesem Vermögen liegt die Stärke des Films. Die Handlung spielt im Jahre 1917, während des Stellungskriegs in Frankreich. Ein Soldat, Hamp, hat eines Tages genug, er verlässt die Front, will nach Hause. Was ist sein Motiv? Feigheit? Ueberdruss? Begehr, sein Leben zu retten aus den Schlachten? Ein Schock? Er handelt unter einem Zwang, folgt einem Instinkt, einer elementaren Sehnsucht, nach Hause zu gehen, einem vitalen Bedürfnis. Das Standgericht im Schützengraben möchte dem Mann, der ein guter Soldat war, zudem als Freiwilliger zur Truppe gekommen, helfen; es muss die Todesstrafe zwar aussprechen, beantragt aber Begnadigung. Der Oberkommandierende lehnt die Begnadigung ab, ein Exempel soll statuiert werden, denn wieder steht ein Angriff bevor, und da braucht es Disziplin.

Die Problematik des Vorgehens, auf dessen Basis Joseph Losey die These des Pazifismus verficht, wird ohne weiteres erkennbar: der Fall einer Desertion ist nie tauglich, den Mechanismus der militärischen Organisation als Inhumanität zu entlarven. Entweder ist der Mann ein Deserteur, der seine Kameraden im Stich gelassen hat, aus Berechnung und Eigennutz, und dann wird es kaum gelingen, ihn zum Beweis gegen die Inhumanität der Kriegsmaschinerie aufzubauen. Oder der Mann ist nicht Deserteur im eigentlichen Sinn des Wortes, ist — wie hier — ein klinischer Fall, und dann sticht das Exempel erst recht nicht. Joseph Losey und sein Autor kommen denn auch nicht zu Rande. Der Soldat, der «einfach wegging», wird letzten Endes nicht aus diesem Grund bestraft, sondern aus Überlegungen der augenblicklichen Situation heraus, im



Im flandrischen Schlamm des Stellungskrieges zur Zeit von Weltkrieg I ist die Würde des Menschen verloren gegangen und werden selbst mit zum Tode Verurteilten üble Scherze getrieben. («Für König und Vaterland»).

Sinne der Stärkung der Moral. Es bleibt beim Einzelfall, der uns zwar Mitgefühl und Bedauern abnötigt, auch unseren Zorn erregen kann, der aber untauglich ist, das «wahre Gesicht» des Kriegs zu entlarven. Daran also krankt Joseph Loseys Film: dass er seine These, die eine gesinnungshafte und philosophische ist, mit einem Einzelfall verfichtet, den er nicht philosophisch und gesinnungshaft begründet, sondern mit viel Psychologie ausstattet, ja ihn durch eben diese Psychologie zum Einzelfall erst macht.

Diesen inneren Widerspruch, der nicht so sehr ein dramaturgischer als vielmehr ein solcher des Denkens ist, erkennen, heisst natürlich nicht, die Menschlichkeit erkennen, die Joseph Loseys Film bewegt. Es geht dem Amerikaner natürlich vorab um die Menschlichkeit jenseits der These, zu der er sich bekennt. Die Würde jeden Lebens: daran will er mit Kraft und Liebe erinnern. Dass der Krieg Entwürdigung des Lebens, des Menschen ist, dem stimmt ein jeder bei. In Joseph Loseys Film sind denn auch jene Sequenzen die eindrücklichsten, wo der Mensch in seiner Entwürdigung gezeigt wird, Schlamm in Schlamm, Ratte unter Ratten. Die Kameraden des Sodaten Hamp, die ihn dann auch erschiessen werden, treiben grausame Spiele unter sich, mit dem Verurteilten: ihre Würde hat Schaden gelitten. Würde spielt einzig noch zwischen dem Verurteilten und Hauptmann Hargreaves, der Hamp vor dem Standgericht verteidigt hat und der ihn, nachdem die Kugeln des Pelotons sein Leben nicht ganz ausgelöscht haben, mit der Pistole tötet. In diesem Akt vollzieht sich ein Mitleid, das seine Wurzeln in einem noch unverlorenen Gefühl für Würde hat. Es ist, im Tiefsten, ein Akt der Solidarität zwischen Opfer und Henker, die sich beide in ihrer unversehrten Menschlichkeit erkennen. Hier kehrt der Film denn auch von seiner oft farcenhaften Bitterkeit zurück zu einem Augenblick der reinen Tragik.

Es besteht kein Zweifel, dass der Film deshalb stark wirkt, weil seine Rollen mit Schauspielern besetzt sind, die Hervorragendes geben. Das Wunder jener englischen Schauspielkunst, die in Empfindung und Ausdruck klar, fast spröde bleibt, das Gefühl, so stark es ist, nie sentimentalisiert und in dieser differenzierten Zurückhaltung intensiv wird.

Darling

Produktion: England

Regie: John Schlesinger

Besetzung: Julie Christie, Dirk Bogarde, Laurence Harvey
J. L. de Villalonga

Verleih: Cinevox

FH. Ein Mädchen, Photomodel in unserer heutigen, auf «Erfolg» eingestellten Welt — was kann es sich Höheres erträumen, als eine gesellschaftliche «Carrière? Gibt es nicht auch bei uns noch Gesellschaftsschichten, von denen die eine auf die andere hinunterblickt, und damit in dem Angehörigen der «unteren» das stürmische Begehrn weckt, so oder so «hinauf» zu gelangen, um auch hinunter blicken zu dürfen?

Schlesinger, schon immer gesellschaftskritisch eingestellt, hat sich der Erscheinung angenommen und schildert in dem Film den äussern Aufstieg des Mädchens, das allgemein unter dem Namen «Darling» bekannt ist. Nach einer leichtsinnigen Früh-Ehe gerät sie an einen ernsthaften und gebildeten Menschen, einen Reporter, der ihr ein gut bürgerliches und interessantes Dasein bieten könnte und sie liebt. Doch genügt ihr das nicht, sie möchte immer Beseres und hintergeht ihn mit einem eleganten, reichen Playboy, um mit diesem an ordinären Ausschweifungen teilzunehmen, der sie aber nicht ernst nimmt. Verlassen hält sie sich an ihren Leibphotographen, der aber mehr auf das eigene Geschlecht eingestellt ist, doch lernt sie dadurch einen reichen, römischen Prinzen in höheren Jahren kennen, der ihr einen Heiratsantrag macht. Nach einigem Zögern nimmt sie an und wird weit bekannt: sie hat es geschafft und ist Prinzessin. Doch in dem einsamen Schloss erkennt sie verzweifelt, dass sie gar nichts erreicht hat, dass sie in all dem Luxus eine Gefangene der Konvention geworden ist und in einem vergoldeten Käfig leben muss. Verzweifelt begreift sie, dass nur der Reporter sie einst verstanden hat und sie nur mit ihm leben kann, und sucht ihn wieder auf. Er glaubt aber nicht an ihre Wandlung und schüttelt sie ab wie eine Dirne. Sie muss zurück in äussere Pracht, innerlich verzweifelter als vorher.

Auch wir vermögen nicht an ihre ernste Wandlung zu glauben. Was Schlesinger hier zeichnet, ist nicht nur das Bild eines flatterhaft «das grosse Leben» suchenden Mädchens, sondern einen narzistischen Menschen, einen, der niemanden, nur sich selbst bis zum äussersten liebt. Sie ist unfähig, sich zu verschenken, für einen andern Menschen da zu sein, und ihre Geschichte kann nur unglücklich enden. Sie will nicht nur aus Ehrgeiz hinauf, um oben eine Rolle zu spielen, sondern weil sie von Luxus und bequemem Leben für ihre werte Person träumt, für ihr Ich, das den einzigen Wert in ihrem Leben darstellt. Sie gehört zu jenen Menschen, denen nur eine grosse Katastrophe noch hätte helfen können.

Im übrigen ist sie nicht unsympathisch, man kann sich eines Mitleids für sie nicht ganz entschlagen. Leider wird die Hohlheit einer äusseren Carrière nicht überzeugend genug aufgedeckt, doch gelingt es Schlesinger, den Zuschauer durch verfremdende, technische Mittel, etwa den kichernden Kommentar in der von ihm angewandten Form

Allen unsren treuen Abonnenten und Lesern
wünschen wir von Herzen
*ein gesegnetes
und fruchtbares neues Jahr*

Verlag und Redaktion von «Film und Radio»

des Interviews, an einer Identifikation mit ihr sowohl als an der Erfolgsanbetung, die nahe liegt, zu hindern. Schade, dass er auf einige massive Frivolitäten nicht glaubte verzichten zu können, der Film steht sonst nach Inhalt und Form beträchtlich über dem Durchschnitt.

Der Admiral

(Gallant hours)

Produktion: USA

Regie: Rob. Montgomery

Besetzung: James Cagney

Verleih: Unartisco

ms. Manche Filme finden den Weg nur schwer in unser Land. «The Gallant Hours» brauchten sieben Jahre; der Film entstand 1959. Die Erwartung, die man an ihn stellt, ist gross, gehört Robert Montgomery doch zu jenen amerikanischen Regisseuren, deren Werkliste zwar nicht überaus lang, dafür aber mit Filmen von experimenteller Form versehen ist; die Erwartung ist also gespannt von Filmen her wie «Lady in the Lake» und «Ride the Pink Horse». Nun, «The Gallant Hours» erreicht die formale und psychologische Stringenz der beiden genannten Filme nicht. Aber der Film interessiert dennoch: vor allem darum, weil Robert Montgomery den — teilweise geglückten — Versuch unternimmt, Kriegsereignisse für einmal nicht auf dem



Julie Christie in ihrer Glanzrolle «Darling» zwischen Dirk Bogarde (rechts) und Laurence Harvey.

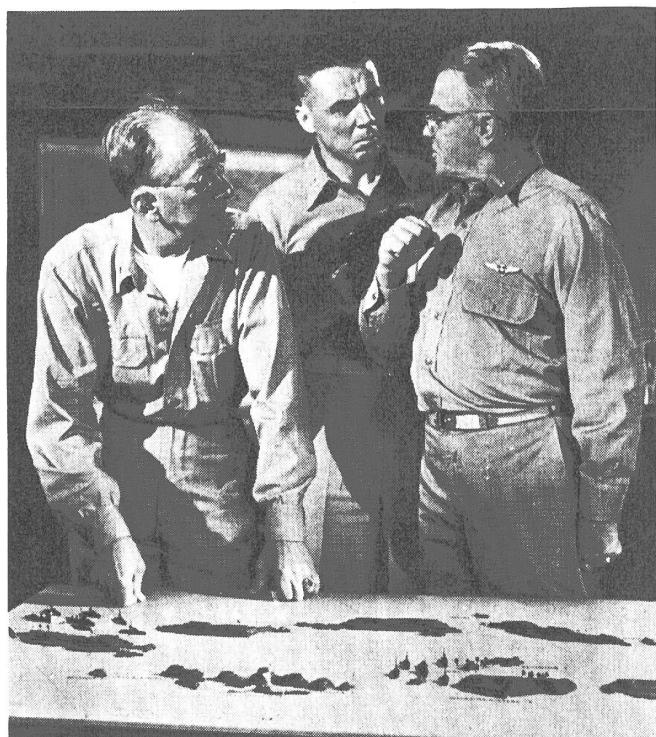
Schlachtfeld, sondern ausschliesslich im Erlebnis und aus der Sicht des obersten Befehlshabers und seines Stabes darzustellen.

Der Film erinnert uns an den Krieg im Südpazifik, im Oktober 1942, als die Amerikaner dank dem Widerstand auf Guadalcanal den Vormarsch der Japaner endlich zum Stehen brachten. Robert Montgomery war selbst Offizier in der Marine, und so mochte es ihn locken, in einem Film das Bildnis jenes Admirals zu entwerfen, der im Oktober 1942, als alles verloren schien, das Kommando im Südpazifik übernahm und Erfolg hatte: William Frederick Halsey. Der Admiral wird geehrt als ein tatkräftiger und inspirierender Führer, der seine Truppen mit seinem eigenen kämpferischen Geist zu durchdringen vermochte. Er wurde später Kommandant der Dritten Flotte und hoch ausgezeichnet.

Der Film Montgomerys ist durchtränkt von Verehrung — der Chorgesang, der immer wieder aus dem Hintergrund anschwillt und das tapfere Leben des Seemanns feiert, ist sogar bedenklich zu viel Verehrung. Und jene Szene, da der Admiral in einsamer Verantwortung auf den Ausgang einer ersten, risikoreichen Seeschlacht wartet und während dieses Wartens mit elektronischen Musikeffekten und hallenden Stimmen des Gewissens förmlich zudeckt wird, bleibt hinter Wirkung und Sinn zurück, die erreicht werden sollten. Sonst aber hat der Film Qualität; das schwierige Kunststück, Ereignisse und Fortgang eines Krieges einzig aus den Worten, Befehlen, Diskussionen und Reaktionen eines Höchstkommandierenden und seiner Stabsoffiziere erlebbar und dazu spannend zu machen, ist auf lange Strecken gelungen. Dass der Film anspricht, ist schliesslich auch dem Darsteller von Admiral Halsey zu verdanken: James Cagney, der sich hier eine Paraderolle des Alters ausgesucht hat und diese Rolle mit einem reif gewordenen Understatement spielt.

«decent citizen» zu machen, ihren Höhepunkt. Positivistischer Wissenschaftsglaube und verzweifelte Selbstbehauptung des Individuums stehen hier spitz zueinander. Die Operation misslingt, und der Dichter, noch entschlossener als bisher er selbst zu sein, wird von der eigenen Frau und vom Volkszorn gebändigt. Dieser Schluss widerlegt diametral den deutschen Titel. Nebenher laufen Streiflichter auf die Langeweile in der Ehe der Arrivierten, auf das Kampfverhältnis Mann-Frau, auf das verdornte Liebesleben usw.

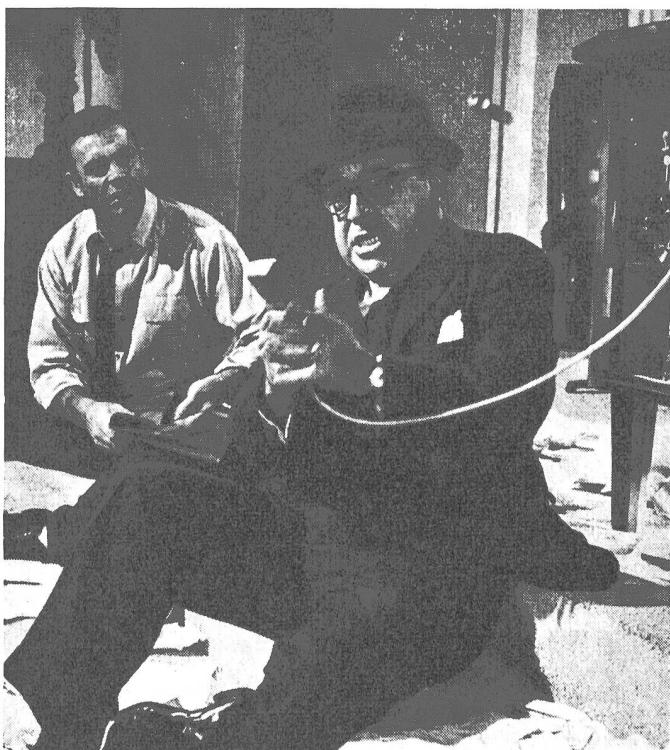
Sean Connery ist nicht entschieden genug, diese Dichterfigur wirklich sichtbar zu machen. Dafür lässt der Dialog keine Zweifel offen. Die Woodward hingegen hat sehr gute schauspielerische Momente. Als Psychiatersgattin, die auszubrechen versucht, sieht man Jean Seberg, als liebedurstige Psychiaterin Colleen Dewhurst; Werner Peters ist ein Wiener Psychiater mit gleichem Gefälle. Die sehr sorgsam eingebauten Details, die stets im Stil des amerikanischen Naturalismus verbleiben, orchestrieren den Grundton dieses Farbstreifens, dessen Schlussequenzen ins überdeutliche weisen. So schlägt der Dichter, kaum dass er erfahren hat, dass seine Frau ein Kind erwartet, diese auf offener Strasse nieder. Hier werden Burleske, Groteske und Satire weit überschritten und, ohne in diesen Film mehr hineininterpretieren zu wollen, als darin enthalten ist, stellt sich doch die Frage: Ist das zum Teil so unterhaltsam Geschilderte wirklich bloss . . . fine madness? Das sehr doppelbödige Drehbuch verfasste Elliot Baker.



Im Film «Der Admiral» wird der Krieg aus der Sicht eines fähigen Flottenführers, der sich seiner Verantwortung bewusst ist und gemäss seinem Gewissen zu leben sucht, geschildert.

Aus der Filmwelt

SCHWEIZ. — Der bisherige Leiter des katholischen Filmbüros der Schweiz, Dr. St. Bamberg, hat demissioniert, um sich mehr wissenschaftlichen Aufgaben im Bereich der Massen-Medien zuzuwenden. An seine Stelle wurde erstmals ein Laie, Franz Ulrich, gewählt, der in Freiburg in der akademischen Filmarbeit tätig war.



In dem nicht immer geschmackvollen und auch frivolen amerikanischen Film «Simson ist nicht zu schlagen» wird amerikanisches Leben parodistisch kritisiert.

Winnetou und das Halbblut Apanatschi

Produktion: Deutschland
Regie: Harald Philipp
Besetzung: Lex Barker, Pierre Brice, Sam Hawkins,
Ursula Glas
Verleih: Fox

CS. Unterdesen ist Apanatschi, das nussbraune Kind, ganze 21 Sommer alt geworden, bekommt von Winnetou ein hirschledernes Röcklein geschenkt, und dann geht's mit Papi auf in die Berge, wo Apanatschi sein Geburtstagsgeschenk erhält, eine Goldmine. Jawohl. In bundesdeutscher Biederkeit plappert Ursula Glas als junges Halbblut einige Sätze voller Weisheit über die Gier der Menschen und über das Glück, das auch hone Gold auskommt; aber schon sind da zwei Schufte, deren Herzen eine goldgleissende Mördergrube ist.

In der Stadt hingegen sitzt der ganz grosse Schuft mit achtzig Banditen, und diese wollen sofort die ganze Mine ausräumen, koste dies ebensoviel Whiskyflaschen wie Männerleichen, aber noch wacht Karl Mays sächselnde Gerechtigkeit! Hier biegt Pierre Brice als schmachtäugiger Winnetou um den Felsen, dort springt Lex Barker als eisenharter Old Shatterhand aus dem Gebüsch, und weiter hinten grüßt Sam Hawkins mit wehender Perücke. Muss auch sehr viel geschossen werden, muss die ganze Stadt sozusagen mit Dynamit hochgejagt werden, keinem der sabbernden Banditen blickt ein Auge tränenleer, und am Schluss taucht ein Verlobungspaar beim Vatergrab biedere Küsschen. Dieses neue Farbprodukt der Karl May-Reihe fügt sich dieser würdig an.

Diese Kritiken können gegen einen jährl. Abonnementszuschlag von Fr. 4.— ab Neujahr 1967 auch auf **Karteikarten** bezogen werden. Postkarte an den Verlag, Badenerstr. 654, 8049 Zürich genügt. Günstige Gelegenheit zum Aufbau einer Filmkartei!

Herbst bei den Cheyenne (Cheyenne autumn)

Produktion: USA — Regie: John Ford — Besetzung: Rich. Widmark, Dolores del Rio, James Stewart, Eduard G. Robinson — Verleih: Warner

Monumentalfilm aus der Zeit der Indianerkriege, breit und pathetisch-sentimental. Falsch angelegt, schönfärbend, nicht überzeugend, bestenfalls als «Schau» aufzufassen ohne Bedeutung.

Ausführliche Kritik Jahrgang 16, 1965, Nr. 26

Die tollkühnen Männer in ihren fliegenden Kisten (Those magnificent men in their flying machines)

Produktion: USA/England — Regie: Ken Annakin — Besetzung: Sarah Miles, Alberto Sordi, Gert Fröbe, Red Skelton — Verleih: Fox

Technische Burleske über die heroische Pionierarbeit der ersten Flieger mit Karikaturen der verschiedenen Nationalitäten, mit englischem Humor.

Ausführliche Kritik 17. Jahrg. 1965, Nr. 26

Die Rechnung — eiskalt serviert

Produktion: Deutschland/Frankreich. — Regie: Helmuth Ashley — Besetzung: George Nader, Heinz Weiss, Yvonne Monlaux. — Verleih: Rex.

Vierter Film der Jerry-Cotton Reihe, der für das FBI Kriminalfälle zu lösen hat. Hier einen Raubüberfall auf einen riesigen Geldtransport. Die Täter werden zuerst durch eine Konkurrenzbande erleichtert, bis Cotton beide Banden festnehmen kann. Reisser bekannter Art, wenn auch von einem Unterhaltungswert.

RASPUTIN

(Rasputin, the mad monk)

Produktion: USA. — Regie: Don Sharp. — Besetzung: Christopher Lee. — Verleih: Fox.

Schlechter, auf Sensation erpichter Farbfilm über den berüchtigten Mönch, vollerdürftiger Clichés, theatralisch, ganz unglaublich.

Der Bucklige von Soho

Produktion: Deutschland. — Regie: Alfred Vohrer. — Besetzung: Günther Stoll, Addi Arent, Monika Peitsch, Gisela Uhlen, Hubert v. Meyrink. — Verleih: Nordisk.

Wallace-Verfilmung, so stark im Gruseln übertrieben, dass unfreiwillig komischer Effekt entsteht. Um eine Erbschaft zu erschleichen, werden junge Mädchen erwürgt und eine gespensterhaft-lächerliche Atmosphäre erzeugt. Stellenweise geschmacklos, erreicht nicht den Unterhaltungswert früherer Wallace-Verfilmungen.

MORITURI

Produktion: USA. — Regie: Bernhard Wicki. — Besetzung: Yul Brynner, Marlon Brando. — Verleih: Fox.

Reisser mit stark politisch-pazifistischem Einschlag. Ein englischer Agent sprengt ein deutsches Schiff in die Luft, als er das Schiff nicht den Alliierten in die Hände spielen kann. Er selbst und das Schiff bleiben als sinnlose Wracks übrig.

Gekonnt inszeniert, aber in der Anlage schief. Ausführliche Kritik 17. Jhrg. 1965, Nr. 25.

Das umgekehrte Leben

(La vie à l'envers)

Produktion: Frankreich. — Regie: Alain Jessua. — Besetzung: Charles Dennes. — Verleih: Columbus.

Subtiler Film über einen Mann, der vor der Betriebsamkeit der Welt in die Freiheit des Wahns entflieht, wobei die Frage offenbleibt, ob dies vielleicht nicht Weisheit ist. Gefährlichkeit durch Ironie gemildert.

Ausführliche Kritik 17. Jhrg. 1965, Nr. 24.